

N.N.

## Aus den Feldpostbriefen eines Donauwörther Unteroffiziers

### *Ein Gang durch die Schützengräben*

Regelmäßig steh ich in der Zeit von 9 bis 11 Uhr, 1 bis 3 Uhr, 5 bis 7 Uhr bei Nacht auf Wache. Bevor ich um 9 auf Posten gehe, setze ich meine Zipfelmütze auf. Den Kragen hoch und die Tabakspfeife angesteckt, stehe ich in stiller, fast unheimlicher Nacht im Graben. Nichts sieht man, nur das Gehör muß arbeiten. Die Ohren gespitzt, liege ich vor meinem Schießloch und horche auf jedes verdächtige Geräusch. Gerade in vergangener Nacht war es sehr dunkel. Ein starker Wind wehte. Keinen einzigen Schuß gaben die Franzosen bis in der Früh um 3 Uhr ab. Dadurch wurde es fast unheimlich. Es war uns wohl bewußt, daß sie Patrouillen gegen unsere Stellung schicken. Doppelte Vorsicht war geboten. Jeder lag mit aufmerksamem Ohr am Schießloch. Handelt es sich doch um unser Leben. Sie dürfen nicht so nahe herankommen, um auf uns Handgranaten zu werfen.

Während des Tages darf sich beiderseits keiner sehen lassen über der Erde. Alles muß im Bau bleiben. Sobald die Nacht einbricht, steigen ganze Kolonnen aus ihren Graben auf und wandern hintereinander dem nahen Walde zu. Die Dunkelheit macht uns unsichtbar. Die Bäume werden gefällt, ausgeholt und zugesägt. Wohl hören die Franzosen, daß hier tüchtig gearbeitet wird, doch sehen können sie nichts. Mit Baumstämmen beladen ziehen lange Reihen wieder zurück, um den Bau noch zu vervollständigen. Ist die Nacht dann vollends eingebrochen, ruhen die regen Hände. Ein Teil der Leute steht Wache, der andere ruht zwei Stunden aus, um dann abzulösen. Untertags wird unter der Erde gearbeitet, neue Gräben werden angelegt, neue Schlafhöhlen ausgearbeitet. So haben wir jetzt ca. 20 bis 25 Schlafräume.

Ganz interessant ist ein Gang durch unsere Stellung. Die vorderste Linie, in der zu wachen ist, hat ihre Schlafräume in der Schützenstraße. Jeder Graben hat nämlich einen Straßennamen. Rechts und links des Grabens sind ganz unten Löcher eingegraben, mit Stroh ausgepolstert. Ein Dach aus Baumstämmen und Laubwerk mit Erde darauf, schützt gegen Regen und Kälte. Streckenweise kommt man durch lange überdeckte Räume, in denen

es ganz dunkel ist, denn nur durch eine Schießscharte dringt Licht ein. Alle möglichen Bequemlichkeiten sind in den einzelnen „Buden“ wieder zu finden. Sitze und Bänke werden in die Erde gegraben. Eine Kiste bildet den Vorratsschrank, in dem Brot, Messer, Gabel, Löffel und sonstige notwendige Sachen liegen. Jede einzelne Bude hat ihren eigenen Namen. Ich wohne in der Villa Keller und Cie., Schützenstraße 1. Die nächste Straße ist die Erbsengasse. Sie hat keine Wohnräume. Benannt wird sie so, weil durch sie das Essen zu uns kommt: Erbsensuppe usw.

Am Ende der Erbsengasse, die die linke Fortsetzung der Schützenstraße ist, kommen zwei Straßen zusammen. Links mündet die Offiziersstraße ein, die wieder bewohnt ist. Rechts geht es zur Kommandantur und zu den Offizierswohnungen. Natürlich sind auch diese unter der Erde, aber hübsch ausgestattet. Neben Tür und Fenster sind hier auch Tische, Stühle und Ruhelager zu finden, aus Holz gezimmert.

Vor der Kommandantur ist ein Briefkasten – eine Zigarrenkiste – angebracht, der die Aufschrift trägt: Leerung fünf Minuten vor Abfahrt des Zuges. Hier werden alle Briefe eingeworfen, die der Radfahrer alle zwei bis drei Tage abholt. Die Fortsetzung ist die Straße Belle Vue (Schöne Aussicht). Auch ein Klosett ist eingerichtet, das durch eine kleine Gasse, die „Latriengasse“ erreicht wird. Damit hätten wir unseren Spaziergang in unserem unterirdischen „Dorfe“ beendet. Schade, daß es hier kein Wirtshaus gibt. Dazu fehlt es am notwendigen „Stoff“. Bier haben wir allerdings schon als Liebesgabe erhalten. Auch sonstige Liebesgaben treffen ein und rufen riesige Freude hervor. So erhielt ich vor kurzem Socken, Leib- und Brustbinde, ein Taschentuch. Immer sehe ich nach, ob keine der edlen Spenderinnen einen Zettel mit Namen dreingesteckt hat. Sie würde von mir eine Karte erhalten.

### *Anlage von Schützengräben*

In tiefen Gräben haben wir uns wunderbar eingemistet und liegen 200 Meter vor den Franzosen, die ebenfalls verschanzt sind. Untertags ist es großartig hier, bei Nacht merkt man die Kälte. Tag und Nacht verbringen wir hier mit abwechselungsweisem Wachen. Alle zwei Stunden wird abgelöst. Wir alle sind kreuzfidel. An Lebensmittel fehlt es uns nicht, Liebesgaben haben wir auch schon erhalten. Mitunter schicken uns die Franzosen ihre Liebesgaben herüber, die ebenfalls mit blauen Bohnen erwidert werden. Wir haben uns sehr gut eingebaut und in unseren Wohnungen ganz hübsch eingerichtet. Die Einrichtung ist natürlich, einfach, aber praktisch. Mit

Baumstämmen sind die Gräben überdeckt. Tannenäste, kreuz und quer gelegt, bilden das Dach. Jede „Stube“ ist mit einem Zelt abgeschlossen. Ein Raum ist für vier bis acht Mann. Aus Stroh sind zwei Lagerstätten hergerichtet. In die Erde ist der Sitz für zwei Mann gemacht, der so patent ist, daß er wie ein Kanapee aussieht. Als Wandschmuck hängt die Uhr an der Wand. Die Taschenlampe ist so eingegraben, daß sie uns Licht spendet, nach oben aber ganz gedeckt ist, damit die Franzosen nichts sehen können. Nach vorn sind drei Schießlöcher gegraben. So liegen wir stark verschanzt den Franzosen gegenüber. Ruhig kann man in die Gräben laufen, ohne gesehen zu werden. Nur beim Schießen muß man etwas vorsichtig sein, daß man den Kopf nicht zu weit hinaussteckt. Singen, Pfeifen, alles kann man in unserer Burg hören. Für die Franzmänner muß es ärgerlich sein, wenn sie hören, wie fidel die Bayern sind. Es wäre interessant, in unsere unterirdische Stadt einen Blick zu werfen. In einer Tiefe von zwei Metern liegen da eine Menge Leute. Drohend sind die Gewehre durch die Schießlöcher gegen den Feind gerichtet. Krachen tut es Tag und Nacht. Das läßt sich denken, wenn man so nahe beisammen liegt. Um die Franzosen zu trätzen, haben wir einen Mann aus Stroh ausgestopft, ihm einen Helm aufgesetzt und dann über den Graben gehalten. Kaum hatten die Franzosen die Helmspitze gesehen, so schossen sie lustig darauf. Da sie fehlschossen, haben wir mit einer Schaufel gewunken, zum Zeichen, daß es nichts war. Nächsten Tag machten es uns die Franzosen nach. Sie haben ein Käppi über ihren Graben gehoben. Mitten in unseren „Burgen“, am Waldesrande, sind drei einfache Kreuze. Hier ruhen drei wackere Bayern. Mit Moos sind die Hügel bekleidet. An Allerheiligen schmückten wir sie. Bald rechts, bald links, kracht es, doch in meinem Dachsbau bin ich sicher. Soeben bin ich etwas aufgehalten worden im Schreiben, um einige blaue Bohnen einem Franzosen nachzujagen, der seinen Kopf immer über dem Graben haben mußte. So geht es den ganzen Tag und die ganze Nacht. Flott halten wir die Burschen in Schach in ihren Gräben. Für heute will ich schließen, um wieder Ausschau zu halten.<sup>1</sup>

#### *Tagesordnung im Schützengraben*

Der wichtigste Teil der Tagesordnung erstreckt sich auf die Nacht. Mit acht Mann habe ich den rechten Laufgraben zu besetzen. Abends um sieben Uhr, nachdem wir unseren Kaffee getrunken, zieht die Wache auf. In einem zwei Meter tiefen Graben halten meine acht Mann Wache; vier wachen, vier schlafen, und alle zwei Stunden wird abgelöst. Nachdem ich meine Wache

eingeteilt und alles geordnet habe, laß ich die übrigen vier Leute die Nachtlager richten. Im Graben, neben dem Posten, wird Stroh ausgebreitet und darüber eine wollene Decke und das Zelttuch gebreitet. Das Nachtlager ist fertig. Die Leute können sich niederlegen, damit sie um neun Uhr auf Posten können. Mein Lager richte ich mir selbst bereit. Ein Bündel Stroh, darüber den Mantel gebreitet, bildet das Unterbett, darüber Decke und Zelttuch. Als Kopflager ein wenig gepreßtes Stroh. Fertig ist mein Lager. Meistens bleib ich bis halb neun Uhr auf, sehe nach den einzelnen Posten, und beobachte mit. Deutlich kann man das Arbeiten der Franzosen hören. Wie wir, so arbeiten auch sie des Nachts. Vereinzelt blitzt ein Licht auf. Die Dunkelheit der Nacht verbirgt jede Bewegung. In der Ferne läßt sich Hundegebell hören, da morgen wohl die Franzosen ihre Ablösung bewerkstelligen.

Dann wird eine Pfeife geraucht – auf Posten sehr willkommen. Um halb neun Uhr leg ich mich nieder, über uns der sternbesäte Himmel. Eine Zigarette wird noch geraucht und dann wird geschlafen.

Inzwischen sind schon einzelne Geschosse über uns geflogen, die uns aber nicht belästigen. Ruhig, aufmerksam steht der Posten. Schon um elf Uhr nachts schau ich nach, ob alles in Ordnung ist, wache dann wieder bis zwölf Uhr. Wenn keine Neuigkeit auf dem Posten zu melden ist, geht es zum zweiten Mal ins Lager. Um drei Uhr Morgens ist der dritte Rundgang. „Posten ohne Neuigkeit!“ Nun, dann haben wir für heute unsere Ruhe. Von vier bis sechs Uhr ist der letzte Abschnitt der Ruhe. Um sechs Uhr morgens beobachte ich noch eine Stunde. Die nächtliche Arbeit hat geendigt beiderseits. Um sieben Uhr Morgens ist meiner Gruppe Ruhe gegönnt. Aber nicht jede Nacht verläuft so ruhig. Schon drei Mal wurde ein Angriff gemacht. Dann gibt es keine Ruhe mehr. Als die Nachricht vom Falle Antwerpens zu uns in die Schützengräben gelangte – nach zwei Tagen in später Nacht –, da war die Freude überaus groß, und ein kräftiges Hurra erscholl in unserer ganzen Front. Dadurch wurden die Franzosen unangenehm aus ihrem süßen Schlummer geweckt. Sie glaubten, wir machten einen Sturmangriff, und gleich darauf schossen sie heillos zu uns herüber. Leuchtkugeln wurden abgeschossen, Handgranaten geschleudert. Auch von uns wurde geschossen. Wir waren ja nicht sicher, ob sie einen Angriff machten. Eine ganze Stunde dauerte diese „Gaudi“. Keinen einzigen Mann hatten wir verwundet oder tot. In den französischen Zeitungen aber stand zu lesen, bei S. D. hätten die Deutschen einen nächtlichen Angriff gemacht, seien aber unter schweren Verlusten zurück geschlagen worden.

### *Kameradschaft im Schützengraben*

Du solltest es einmal sehen, wie schön wir zusammen harmonieren. Da wird ehrlich und redlich geteilt. Einer für alle, so heißt es bei uns. Und wenn es heute ins ernste Gefecht geht, so stehen wir beisammen, und sollte einem etwas zustoßen, so kann man sicher sein, daß er nicht verlassen ist. Das ist ein guter Trost. Da darfst du ruhig sein, Kameradschaft und Ritterlichkeit ist in meiner Gruppe. Nur ein kleines Beispiel. Da hat neulich ein Landwehrmann seine Stiefel geschmiert; Ich ging gerade an ihm vorbei. Da ließ er es sich nicht nehmen, mir schnell die Stiefel zu überstreichen. Das freut einen und gern teilt man seine Sachen. Zwei Mann leben immer zusammen in Gütergemeinschaft. Der Eine hilft dem Anderen aus.

### *Eine Nacht im Schützengraben*

Regnerisch war der Tag. Wir lagen auf einer Anhöhe gedeckt im Walde und hatten für heute die Aufgabe, vor dem Waldsaume Schützengräben auszuheben. Freudig gingen wir, ausgerüstet mit Pickel und Schaufel, an unsere Arbeit und wenngleich ich so ein Werkzeug nie geführt, so sah aus meiner Arbeit doch keiner der Kameraden, daß ich eigentlich ein „Schreiber“ bin. Denn in kurzer Zeit hatten ich und mein Kamerad – ein Buchhalter von Beruf – einen vorschriftsmäßigen Schützengraben von 1,20 m Tiefe, 60 cm Breite für uns zwei ausgehoben und es galt nur noch unsere Arbeit zu verfeinern, zumal wir hier unten schlafen sollten. Manchen Schweißtropfen hatte es gekostet, doch nach getaner Arbeit ist gut ruhen. Unter einem Baum des Waldes gönnten wir uns noch einige Ruhe. Spät abends war es, als wir beide unseren Schützengraben aufsuchten. Es war ein elendes Gefrett, bis wir „bequem“ in diesem Loch lagen. Die Füße meines Kameraden lagen an meinem Kopfe und umgekehrt die meinen. Rühren konnten wir uns nur etwas. Wir hatten uns für eine regnerische Nacht vorgesehen. Über uns breiteten wir ein Zelttuch aus. Auch an Beleuchtung sollte es nicht fehlen, da uns ein Stumpen Talgkerze zur Verfügung stand. Sie wurde auf der Seite eingeschart. Der Tornister wurde, so gut es ging, als Kopfkissen verwendet. Ein Mantel diente uns als Unterbett, der zweite bildete die Zudecke. Bevor wir uns Ruhe gönnten, sollte auch unser hungriger Magen etwas zufrieden gestellt werden, und wir verzehrten unseren ganzen Vorrat, bestehend aus zwei Fleischbüchsen und etwas Kommiß; der morgige Tag brachte ja neue Lebensmittel. Ganz fidel lagen wir in unserem Graben, plauderten und scherzten und hatten nur den einen Wunsch, unsere Lieben zu Hause könnten uns hier sehen.

„Gute Nacht, Kamerad, schlaf wohl!“ Das Licht erlosch und Ruhe herrschte. Vier Uhr morgens war es, als wir aus unserem Schläfe erwachten. Aber statt im Schützengraben lagen wir in einer – Badewanne. In der Nacht hatte heftiger Regen eingesetzt, unsere Bedachung gab der Wassermasse, die sich angesetzt hatte, nach und das Wasser floß in unser lehmiges Nachtlager. Unser Aussehen läßt sich leicht vorstellen: Naß bis auf den Leib, um und um voll Schmutz stiegen wir aus unserem „Bett“. Alle Glieder taten weh. Nächsten Abend sollte uns das gleiche Los treffen. Da wir aber noch durch und durch naß waren, durften wir im Zelte auf Stroh schlafen und fühlten uns glücklich. Seit meinem Ausmarsch dient uns der Wald, das Feld und wenn es gut ging ein Stadel als Lager.

### *Im Unterstande*

Seit zwei Tagen bin ich wieder zum Aufwärmen im Unterstand. Da kann man es sich bequemer machen als auf Beobachtungsposten und beim Drahtziehen. Heute will ich das rege Leben im Unterstande schildern. Drei Züge hat die Kompanie. Der erste Zug ist in der Schützenlinie, der zweite und dritte im Unterstande. Der zweite Zug arbeitet in den Schützengräben, während der dritte Ruhe hat, da er die nächste Ablösung bildet. Er bedarf auch der Ruhe, denn Tag und Nacht muß im Schützengraben gewacht werden. Bei den Angriffen sind natürlich alle Mann bei der Waffe. Also der dritte Zug hat jetzt gerade Ruhe. Aber, was heißt Ruhe? Das Erste und Nötigste ist, daß man sich wäscht. Es können sich alle Tage nur fünf Mann waschen. Dazu hat man dreiviertel Stunden nach L. P. zu laufen. Alle 14 Tage ungefähr kommt man zur Reinigung. Im Unterstande geht es so lebhaft zu, daß ein Schlafen unmöglich ist. 40 bis 50 Mann liegen in einem in die Erde eingegrabenen Raum, 15 bis 20 Meter lang, 3 Meter breit und 2 Meter hoch mit Balken und Erde gedeckt. Hier ist ewige Finsternis, wenn nicht Kerzenlichter Tag und Nacht brennen. Gestern hatten wir bei spärlicher Kerzenbeleuchtung einen Tarock gespielt. Solche Tage sind auch geeignet, die Korrespondenz zu erledigen. Abends sechs Uhr schläft fast alles schon.

### *Eine gefechtsbereite Nacht*

Es war in der Nacht vom 8. auf den 9. Dezember 1914. Wir hatten gerade unseren Abendkaffee genommen und ich lag im Unterstande und rauchte mein Abendpfeifchen. Draußen war es dunkel, nur einzelne Sternlein funkelten. Da kam der Befehl: Alles gefechtsbereit!

Die Schützenlinie wurde verstärkt. Der Gegner scheint heute Nacht einen Angriff zu machen. Ich habe die Handgranatenwerfer unter mir. Sofort stellte ich meine Leute an ihren Platz und versorgte sie mit Granaten und Bomben. Das sind liebliche Dinge, die mittels der Hand auf die herankommenden Gegner geworfen werden. Nachdem alles in Ordnung war, begab ich mich zum Herrn Kompanieführer und holte weiteren Vorrat. Lautlos und schnell stand jeder an seinem Platze und unheimliche Ruhe lag über dem Ganzen. Links von uns wurde lebhaft geschossen. Bei uns blieb es, mit Ausnahme von den gewöhnlichen Plänkeleien, still. Bis 12 Uhr Nachts warteten wir und konnten nur eine feindliche Patrouille von fünf Mann bis auf den letzten Mann abschießen. Diese krochen bis an den Drahtverhau unserer Stellung und verrieten sich durch Geräusch. Um 12 Uhr konnten wir uns schlafen legen bis in der Früh um fünf Uhr. Dann ging's hinaus mit meinen vier Mann, um den Drahtverhau zu reparieren. Die Franzosen hörten uns zwar arbeiten, schossen herüber, aber da fehlt es weit. So gibt es alle Tage bei uns etwas Neues.

#### *Eine „lustige“ Nacht*

Ich hatte an einem Abend von neun bis elf Uhr zu wachen. Kaum hatte ich mich auf meinen Posten begeben, der an einem Waldrande im Schützengraben lag, da kam ein Schrapnell daher und explodierte 200 Meter vor mir. Kaum war der Schuß gefallen, als auf der rechten Seite ein lebhaftes Gewehrfeuer hörbar wurde. Aufmerksamkeit ist auf diesem Posten doppelt nötig, da 200 Meter im Walde versteckt die Franzosen eingegraben liegen. Unheimliche Stille herrschte. Auf einmal war ein Krachen der gefallenen Äste hörbar, ein Zeichen, daß etwas im Gange sei. Das Gewehr angelegt, den Finger am Bügel, so standen wir horchend an unseren Schießscharten. Fiel ein Schuß, so gab es eine Salve. Die Franzosen versuchten einen Überfall. Schuß auf Schuß hinüber. Pfeifend flogen die feindlichen Geschosse über uns, teils schlugen sie vor uns ein. Bei jedem Schuß zeigte sich ein Feuerstrahl aus dem Laufe. Immer heftiger wurde das Gefecht. Alles lag noch im tiefen Dunkel. Es war bereits halb zehn Uhr. Tageshelle durchzog auf einmal den Wald. Von unserer Seite wurden Leuchtkugeln abgeschossen. So wechselten Tag und Nacht. Das Feuer wurde immer heftiger. Eilig schob sich unsere Unterstüzung ein, Schuß auf Schuß krachte. Die Höhe des Gefechtes brach der dunkle, schwere Knall einer Handgranate von uns. Die Franzosen sahen, daß es unmöglich sei, unsere Stellung zu erstürmen, und zogen sich zurück. Der unheimliche Lärm, das heillose Krachen löste

sich in die tiefe Ruhe. Bis 1 Uhr standen wir noch bereit, ein neuer Angriff erfolgte nicht, weshalb unsere Unterstüzung zur Ruhe gehen konnte. Nach einer viertel Stunde lagen die Leute schnarchend in ihrer Höhle, die 200 Meter vor den Franzosen liegt. Die Gemütsruhe unserer Soldaten ist zu bewundern. Die Wache aber stand aufmerksam auf dem Posten, von nachts neun Uhr bis früh drei Uhr auch ich.

#### *Schleichpatrouille*

Ich erhielt den Auftrag, als Schleichpatrouille mit einem Mann an die französische Stellung zu kriechen. Mit einem Armeerevolver und 40 Stück Patronen, sowie dem eigenen Revolver machte ich mich an die etwas schwierige Aufgabe. Wir beide vereinbarten, einander nie im Stich zu lassen, und falls einer fallen sollte, ihn mit zurück zu ziehen. Um sieben Uhr Abends ging es los. Auf dem Boden kriechend gelangten wir, langsam natürlich, bis auf 25 Meter an die Franzosen heran. Unbemerkt waren wir geblieben, aber hinter uns, weiter im Walde, ließ sich eine feindliche Patrouille hören. Wir mußten also weiter nach rechts biegen. Wie Katzen krochen wir dahin. In einem Granatloche rasteten wir in Deckung. Man sieht daraus, was eine Granate für eine Wirkung haben kann, wenn im Einschlag sich zwei Mann verstecken können.

Ruhe und Unerschrockenheit ist bei solchen Aufgaben die Hauptsache. Wir kamen, ohne daß ein Schuß fiel, bis hinüber zur vierten Kompanie, wo wir müde wieder in unsere Stellung stiegen. Am gleichen Tage ging auch in unserer ersten Kompanie eine Patrouille vor. Sie war etwas unvorsichtig und glaubte, geschwind vorzukommen. Geschossen wurde von den Franzosen nicht, und so wurde sie zu keck und lief aufrecht im Walde vor. Da auf einmal krachte hinter einem Baum eine Salve. Der Unteroffizier wurde getroffen, die Anderen liefen davon. Der Unteroffizier ist den Franzosen in die Hände gefallen, ob verwundet oder tot ist ungewiß.

Bei solchen Aufträgen heißt es vorsichtig sein. Eine Überraschung war bei uns ausgeschlossen, denn langsam, Meter für Meter krochen wir; jeden Baum beobachteten wir fest und waren immer schußfertig. Der Herr Major, der Herr Adjutant, sowie unser Herr Kompanieführer sprachen mir die Anerkennung aus für den gut ausgeführten Auftrag. Die Hauptsache bei solchen Dingen ist, nicht zu wagemutig, zu gleichgültig vorzugehen, sondern vernünftig, wohl überlegt und vorbereitet ans Werk zu schreiten. So kam es auch, daß ich sämtliche Gefechte und zwei Schlachten in erster Linie mitmachte, ohne nennenswerten Schaden zu leiden. Mancher Verlust wäre

bei großer Vorsicht zu vermeiden gewesen. Die Leute wurden gleichgültig, wenn einige Tage keiner fiel. Sie liefen sorglos vorne herum und glaubten dadurch, Mut an den Tag zu legen. So mußte auch ein Kamerad fallen. Er richtete sich im Graben auf und arbeitete, als ob kein Gegner vor uns wäre. Er wollte gerade einen kleinen Baumstamm forttragen, da, ein Schuß, und er fiel durch einen Kopfschuß.

#### *Leben mit der Zivilbevölkerung*

Vor den Bayern haben die Franzosen Respekt. Das kann man ganz gut auch an den Bewohnern der Ortschaften sehen, die in unseren Besitz kommen. Schon seit Wochen haust da die französische Bevölkerung ganz gut mit uns. Die Leute sind die Soldaten gewöhnt und sie sagten, es sei nicht wahr, daß die Bayern so grausam seien, als man sie schilderte. Ich selbst war einmal dienstlich in L. Da kaufte ich bei einem Marketender einige Keks. Die französischen Kinder laufen da mit den Soldaten und plaudern im naiven Tone. Ich gab einem Mädchen, das acht Jahre alt sein mochte, Keks, die es mit lächelndem Gesichte aß. Ihre Mama war dabei und bedankte sich mit „Merci, Monsieur!“

Das Leben unter der Zivilbevölkerung ist überhaupt ganz interessant. Die Soldaten, die da sind, besuchen regelmäßig den Gottesdienst, den der französische Pfarrer hält, und hernach stimmen die Deutschen Großer Gott wir loben dich, an. Dabei erheben sich sowohl die Franzosen wie Deutsche vom Sitze. Ein stimmungsvolles Bild im Feindesland. Die Kirche gleicht eigentlich keinem Gotteshause. Da stehen auf beiden Seiten Betten für die Franzosen, die in der Kirche schlafen müssen. Vor der Kirche steht ein deutscher Posten. Vorsichtsmaßregel für Verrat. Nur ein Altar und ein Harmonium bilden den ganzen Schmuck. Letzteres wird meistens von einem deutschen Unteroffizier, der Lehrer ist, gespielt. Den Gesang bei der heiligen Messe besorgen auch die deutschen Soldaten.

N.N

#### **Aus dem Feldpostbrief eines bayerischen Jägers aus Donauwörth.**

#### *Eine unruhige Nacht.*

Als wir am Karfreitag nachts aus dem Schützengraben nach C [...] – unserem Stellungsorte – zurückkehrten, war gerade unsere Gruppe die „Glückliche“, die keinen Keller mehr als Quartier bekam. Zuerst standen wir eine Stunde lang umher und warteten, bis der Feldwebel für uns noch einen Unterschlupf finden würde. Und wirklich, nach langer Zeit brachte er uns die fröhliche Nachricht, daß er für uns neun Mann noch einen Platz in einem Keller entdeckt habe. Gleich waren wir darin und machten's uns möglichst bequem. Nachdem wir die ganze Rüstung abgelegt, waren wir bald eingeschlummert. Aber nicht lange konnten wir uns des süßen Schlafes erfreuen, denn bald polterten preußische Grenadiere die Stiege herab. Sprachlos standen sie an der Türe. Wir hatten uns in ihr Nest gesetzt. Im schönsten Kriegsdialekt begannen die Übergabeverhandlungen. Ich bedauerte die armen Kameraden, die vom schweren Arbeitsdienst zurückkamen und nicht gerade mit Schmeichelworten traktiert wurden. „Keine Macht der Welt bringt uns mehr heraus!“ erklärten die Jäger. Die Grenadiere suchten bei ihrem Leutnant Hilfe. Dieser schickte sie wieder zurück mit dem Befehl, wir hätten den Keller zu räumen. Wir wollten es schriftlich haben. Wieder gingen die Grenadiere zu ihrem Leutnant. Dieser schickte einen Feldwebel, und wir gingen.

Nun standen wir wieder auf der Straße und rieben uns den Schlaf aus den Augen. Nach etwa einer halben Stunde hatten wir wieder einen Keller. Rasch schliefen wir wieder ein. Aber bald ging's wieder von vorne an. Wieder Gepolter, und Infanteristen standen an der Tür. Erstaunte Mienen, scharfe Worte. Die Jäger bleiben. Ein Feldwebel kommt, die Jäger gehen.

Von neuem müssen wir das Suchen nach einem Nachtquartier anfangen. Wohl in 50 Häusern schauten wir nach. Alles besetzt. Endlich finden wir einen Keller. Nachdem wir einige Zeit geschlafen, geht das Spektakel nochmals an. Zum vierten Mal stehen wir auf der dunklen Straße, und ich denke an das Abendgebet, daß Papa zuhause oft mit uns betete: „Eine ruhige Nacht und ein glückseliges Ende, verleihe uns der allmächtige Herr.“ Nach langem Suchen finden wir wieder einen Keller.

Ihr werdet denken, diese Schilderung wird bald zu langweilig. Immer das Gleiche, aber uns ging's gerade so. Wir legten uns nieder und schliefen sofort ein. Und wieder kam's die Stiege herunter und wieder mußten wir hinaus, diesmal aber nicht mehr auf die Straße, sondern zum Arbeiten in einen zehn Meter tiefen Schacht hinunter, um in Säcken die Erde herauf zu schleppen, denn in unserer jetzigen Stellung wird sehr viel mit Sprengen gearbeitet und miniert. Das ist keine leichte Arbeit, wenn man so einige Meter im Boden immer gebückt steht und in Säcken die Erde zurückschleifen muß. Am Palmsonntag hatten wir auch schwere Arbeit. Wir mußten zentnerschwere Bretter zu granatsicheren Unterständen tragen und spanische Reiter, das sind Stacheldrahthindernisse, herbeischaffen. Von Letzterem bekam mein Mantel lauter Triangeln, und die Hände durfte ich nachher auch mit Heftpflaster ziemlich verkleben. Ostern haben wir so gut es ging im Schützengraben gefeiert, und die französische Artillerie lieferte uns dazu die Musik. Es war interessant, wenn jede Minute einige Minen herüberflogen, der Boden bebte und der Dreck uns ins Gesicht flog. Auch einige Revolverkanonen stehen uns gegenüber, die uns fortwährend mit ihren weniger gefährlichen, jedoch ungemein lauten Gaben überschütteten. Einmal lag ich im Unterstand, da auf einmal: Bumm! Bumm! Ein Erdbeben. Das Fenster unseres Salons ist zersplittert. Im Nu sind wir draußen. Wir sehen noch den feindlichen Graben in die Luft fliegen. An einer Stelle sind wir nur 6 Meter vom Feind entfernt. Da kann man nur mehr mit Handgranaten arbeiten.

N.N.

## Aus den Feldpostbriefen eines Donauwörther Leutnants

*Blutige Maitage vor Arras 6.–16. Mai 1915*

Schon am 6. Mai setzten die Franzosen mit einer unheimlichen Kanonade ein. Die Geschütze kamen den ganzen Tag nicht zum Schweigen. Unsere sämtlichen Gräben nahmen sie so unter Feuer, daß kein Annäherungsweg, kein Laufgraben und Ort unmittelbar hinter der Front verschont blieb. Vier Tage hintereinander dauerte dieses heftige Vorbereitungsschießen, dann kam der erste Sturmtag. Vom Morgengrau des 9. Mai bis tief in die Nacht hinein wurde furchtbar gekämpft. Mit allen Kräften wehrten wir uns, die Anstürme der Franzosen abzuweisen. Mutig wurde ihnen der bei uns besetzte Graben entrissen. Schrecklich war der 9. Mai! Um halb 11 Uhr donnerte der Boden, bebte wie bei einem Erdbeben, und mächtigen Säulen stiegen empor, Erde, Sandsäcke, Drahtwalzen alles mit sich fortreisend. Dann sprengten die Franzosen über die Trümmer in unsere Vorgräben. Schnellfeuer der Artillerie lag auf den sämtlichen Unterstützungsgräben. Als erste Unterstützung ging ich mit meinem Zuge vor zur zweiten Kompanie. Vor und hinter uns, rechts, links, schlugen die Granaten ein, rissen die Gräben ein, so daß wir stellenweise im größten Artilleriesfeuer übers Feld springen mußten. Leichter atmete ich, als ich hörte, daß wir ohne jeden Verlust vor kamen. Mit Handgranaten wurden die Franzosen vertrieben. Anfangs hielten sie stand, doch bald wankte ihre Reihe. Sie konnten sich nicht mehr halten. Scharenweise sprangen sie in ihre alten Gräben zurück. Was nicht beim Ansturm durch unsere Maschinengewehre weggefegt wurde, das wurde jetzt noch fortgemäht. Nur wenige kehrten zurück in den Graben. Vor unseren Gräben lagen Mann an Mann tot oder schwer verwundet. Von in der Früh bis spät in die Nacht schoß unsere Artillerie nur mit kurzen Unterbrechungen Schnellfeuer. Die Franzosen hatten es nicht geahnt, daß wir so schnell so viel Artillerie bereit hätten. Mit Schnellfeuer beschloß die französische Artillerie unsere Gräben, als der erste Angriff mißlang. Sie wollten uns aus den Gräben buchstäblich herauschießen. Furchtbar sahen die Gräben aus. Alles ist eingeschossen. Kreuz und quer liegt alles durcheinander. Doch keinen Schritt sind wir gewichen. In tiefen Löchern hatten wir uns

versteckt und schützten uns gegen die Artillerie. Sobald das Feuer auf die Unterstützung fiel, sprang alles aus den Löchern; Maschinengewehre wurden heraufgeworfen, und im schwersten Feuer bricht der Angriff zusammen. Am 9. Mai haben es die Franzosen drei Mal versucht. Das dritte Mal brachten sie ihre Leute nicht mehr aus den Gräben. Nur einzelne stiegen an den Sturmleitern heraus und schnell wurden sie weggeputzt. Mit unheimlicher Sicherheit schoß unsere Artillerie auf den dicht besetzten Graben der Franzosen. Die Trümmer flogen nur so herum. Alles lag in Pulverdampf und in dichten Rauchwolken gehüllt. Schwer müssen da die Verluste der Franzosen gewesen sein.

Heute etwas über die Tage vom 12. bis 16. Mai, die ich in vorderster Linie zubrachte. Nachdem wir am 10. und 11. uns tapfer gehalten und der Ruhe bedürftig waren, bezogen wir die Bereitschaftsstellung in den Kellern von X. Es ist zwar hier auch nicht gerade sonderlich angenehm in diesen finsternen Kellern, zumal die Franzosen mit schwerer Artillerie in das Nest hinein schießen. Wir aber waren zu müde und schliefen bald und lange. Neu gestärkt rückten wir am 12. Mai wieder in die vorderste Linie. Diesmal ging es wieder in ein ganz windiges Granateck. Wie Mäuse mußte man dann da schnell von einem Loch heraus und in das andere hineinspringen. In der Zeit von 6 bis 9 Uhr sandten sie uns 800 Granaten auf unseren Graben. Wir vergalten Gleiches mit Gleichem. Lustig flogen da die Trümmer bei den Franzosen, als unsere 21 Zentimeter sprachen. Vorzüglich hat unsere Artillerie geschossen. Wie lange ein so heftiger Tag wird, ist unbeschreiblich. Minuten werden Ewigkeiten. Unser Flehen, unser Wunsch war: O Herr, laß Abend werden! Und jedesmal ließ er es werden. Erleichtert atmeten wir auf, als wir am 16. Mai nach X zurückgezogen wurden. Wohl jeder war froh, hier wieder einmal gut ausruhen zu können, seine Nerven wieder ins richtige Gleis zu bringen. Ich bin gesund und wohl, was allerdings bei solchen Umständen fast wie ein Wunder klingt. Das waren die blutigen Schlacht-tage, die uns der Wonnemonat Mai gebracht hatte.

N.N.

## **Bericht eines Kriegskameraden zum Kriegssterbefall der Kriegsfreiwilligen Joseph Schmidinger und Bertl Schreiegg**

Ich will euch den Sturm, den ich am 2. Mai von einer Höhe aus beobachten konnte, in kurzen Zügen schildern. Früh 3 Uhr waren wir von R., wo wir am Tage zuvor bis 10 Uhr Abends in Stellung waren und auch unseren eigenen Bestand ergänzt hatten, in Richtung auf die in diesen Gefechten so hart umstrittene Stadt Gorlice abmarschiert und kamen früh 4 Uhr etwa 3 bis 4 Kilometer rechts von dieser Stadt auf einem Berge an, an dessen Fuß sich ein Augsburger Regiment verschanzt hatte. Dem Berg gegenüber lag ein noch viel höherer, auf dessen halber Höhe die Russen ihre erste Stellung hatten. 50 Meter weiter oben kam eine zweite, und an dem dahinter liegenden Waldrand eine dritte Stellung der Russen, natürlich alles mit Drahtverhau fast uneinnehmbar scheinend vermacht. In dem dahinter liegenden, dichten, unaufhörlich von einem Berge zum anderen sich hinziehenden Wald waren auch noch einige Schützengräben ausgehoben, was wir, nach dem Sturm dort angelangt, sahen. Als wir bei Tagesanbruch dort angekommen waren, war noch alles ruhig, nur hie und da fiel ein Infanterieschuß. Wir legten dann unsere Tornister ab und mußten den „Sturmanzug“ fertigmachen. Mantel und „Zeltbahn“ bald gerollt, umgeschnallt, Feldkessel mit eisernem Bestand. Die „Winker“, worunter auch ich mich befand, mußten dann Verbindung mit den Augsburgern suchen. Unterdessen war es 6 Uhr geworden und die Artillerie setzte pünktlich mit einem Schläge ein. Sie sollte den Sturm der Infanterie, der für 10 Uhr angesetzt war, einleiten. Diese vier Stunden zu schildern, wäre eine zu weitläufige Sache, und ich könnte 20 und mehr Seiten darüber schreiben, und ihr könntet euch doch noch keine richtige Vorstellung davon machen. So etwas muß man selbst erlebt haben, sonst glaubt man es nicht. Mit einem Worte gesagt: Es war furchtbar. Ein einziges Schwirren, Krachen, Heulen in der Luft, ein einziges Poltern, Zittern und Beben des Erdbodens. Nervenschwach darf man hier nicht sein, sonst ist man sofort fertig. Nun erst die Russen in ihren Gräben! Die müssen gedacht haben – wenn sie überhaupt noch fähig waren zu denken – der jüngste Tag breche an und die Welt gehe unter. Aber Ehre den Tapferen! Sie gingen nämlich nicht heraus, sondern hielten wacker aus,

bis unsere Infanterie an ihre Gräben heran kam. Manchen haben sie noch eine tödliche Kugel geschickt. Als aber die Augsburger heran kamen, lief der eine Teil davon, der andere ergab sich mit aufgehobenen Händen und weggeworfenen Gewehren. Unaufhaltsam und todesmutig gingen unsere braven Bayern vor, bis sie den Feind aus allen seinen Stellungen in den Wald und auch aus diesem geworfen hatten. Ihre Verluste waren gottseidank nur gering, etliche Tote. Die russischen Gräben, die wir uns dann später ansahen, waren angefüllt mit Leichen und so zusammen geschossen, daß es ein furchtbarer Anblick war. Unsere 21-cm-Mörser und die anderen schweren Kaliber hatten verschiedentlich Löcher hinein gerissen, in die man z.B. leicht unsere Küche und die Speise dazu hineinstellen könnte.

Beim Heraufsteigen auf den erstürmten Berg kam mir ein schon von weitem stöhnender Russe entgegen. Als ich ihm bedeutete, er sollte mich sehen lassen, was ihm fehle, machte er seinen Waffenrock auf, und als ich hin sah, hing ihm ein Teil der Gedärme heraus. Er hatte durch Infanterie einen Bauchschuß bekommen und war mit dieser Verwundung noch den ganzen 400 bis 500 Meter langen Hang hinab gelaufen. Der arme Kerl! Ich gab ihm dann zu trinken und wies ihn zu der etwa 50 Meter entfernten Verbandstelle.

Sachen kann man in diesem Krieg sehen, die einem das Herz fast erstarren lassen könnten. Als wir z.B. am 19. Mai wegen Artilleriefire in einem weiter rückwärts gelegenen Dorf zurück gingen, schossen die Russen aus einem Fort von Przemysl aus mit der schweren Artillerie in dieses, und unglücklicherweise fuhr eine solche schwere Granate in eine Gruppe der 8. Kompanie, die sich gerade hinter einem Hause gedeckt hatte. Ich hörte, wie sie gesaust kam. Als es krachte, sah ich, wie zwei Füße in die Luft flogen. Als wir gleich darauf zur 8. Kompanie kamen, lag der Mann ohne Füße tot am Boden. Die Füße lagen 100 Meter weiter entfernt im Gras. Seit dem Sturm auf Gorlice haben wir 6 Gefechte mitgemacht. Gottseidank bin ich noch immer gesund. Seit dem 2. Mai haben wir oft bei drückender Sonnenhitze große Tag und Nachtmärsche gemacht. Anfangs schmerzten mich die Füße wohl sehr und ich bekam auch Blasen an den Selben, aber das dauerte glücklicherweise nur so lange, bis die Sohlen hart geworden sind, und jetzt geht es tadellos. Eine große Plage ist das Ungeziefer. Da unsere Tornister, die wir seit 2. Mai nicht mehr haben, morgen oder übermorgen nachkommen, kann ich es mit dem darin liegenden Fenchelöl schon vertreiben. Das Hemd habe ich auch seit drei Wochen nicht mehr wechseln können, aber bei dem schönen Wetter, wo es rasch wieder trocknen wird, kann man es, wenn man Zeit und Seife hat, auch waschen und, was für die Läuse gut

ist, auskochen. Zu kaufen, zu rauchen gibt es hier vor Przemysl nichts, und das entbehrt man sehr. Auch um ein Stückchen Zucker wäre man froh. An ungezuckerten schwarzen, natürlich nicht zu starken Kaffee haben wir uns schon längst gewöhnt und wären froh, wenn wir solchen hätten. Der Mensch kann sich an so vieles gewöhnen, was man zuerst für unmöglich hält. Das Mittagessen bekommen wir fast alle Tage abends um 10 Uhr: ein Schöpflöffel voll Büchsenfleisch, abwechselnd ein halbes oder ein sechstel Brot und Kaffee. Wenn das Essen angekommen ist, tragen es zwei Leute von jeder Gruppe in die 15 Minuten entfernte Stellung. Hier wird dann menagiert, und zwei Stunden darauf gibt es abermals einen Schöpflöffel voll Kaffee; dann wird die Post verteilt. Dabei ist natürlich jeder in höchster Spannung, ob nicht auch sein eigener Name verlesen wird. Ist das nicht der Fall, so muß man sich halt auf das nächste Mal vertrösten. Ist die Post verteilt, fahren die Feldküchen im Schutze der Nacht wieder zurück, und es gibt nichts mehr bis nächsten Tag abends 10 Uhr. Bei Tage würden die Feldküchen auf der offenen Straße in kolossales Artilleriefire geraten.

*Josef Mayer, Pionier aus Donauwörth:  
Mein erster Gang in den Schützengraben*

„Um 9 ¼ Uhr marschiert der erste Zug in Stellung ab“, verlas der Feldwebel unter anderem bei der Befehlsbekanntgabe. Ich bin dem ersten Zug zugeeilt. Also heute Abend soll ich zum ersten Mal den Krieg in nächster Nähe kennenlernen. Ich habe noch einige Stunden Zeit, die dazu benützt werden, alles für den wichtigen Gang vorzubereiten. Die Gasmaske wird nochmal auf ihre Dichtigkeit geprüft, der Gewehrlauf durchgezogen, der Proviant für morgen untergebracht. Endlich ist alles Tip-Top. Ich bin gerüstet.

In der französischen Kirche wird allabendlich eine Rosenkranzandacht abgehalten. Ich trete ein. Die Kirche ist voll Feldgrauer. Wer weiß, ob es nicht für manchen die letzte Rosenkranzandacht ist. Um 9 Uhr ist der Zug vollständig am Platze. Der Zugführer gibt noch einige Verhaltensmaßregeln bekannt. Karbidlampen und Kerzen werden gefaßt, und der Gang zum Schützengraben wird angetreten. Die zurückgebliebenen Kameraden rufen uns noch Glückwünsche zu. Harmlose Scherzwörter fliegen hinüber und herüber. Nach einer knappen halben Stunde ist die Haltestelle der Feldbahn, die uns an die Front bringen soll, erreicht. Die Fahrt geht noch an angebauten Feldern vorbei. Jeder Fleck ist ausgenützt und trägt bei, den schändlichen Aushungerungsplan unserer Gegner zu durchkreuzen.

Es ist ein wunderschöner Abend. Die Sonne versinkt im Westen, die Wol-



ken mit goldenen Schleiern überziehen. Alles ist stille, und nur der Kanonendonner wird nach und nach stärker. Die Spuren des Krieges machen sich bemerkbar. Die Felder sind nicht mehr angebaut. Weite Strecken Ackerlandes liegen brach dar. Hier gibt es wichtigeres zu tun. An einem einsamen Heldengrab, schön geschmückt von treuen Kameraden, geht die Fahrt vorbei. Dort ist ein Massengrab; fürchterlich muß hier der Kampf getobt haben. Viele tapfere Helden hat man hier in fremder Erde zur Ruhe gebettet. Schlaft wohl, Kameraden! Ihr habt nicht umsonst euer Leben gelassen. Wir wollen das, was ihr mit eurem Leben erkämpft habt, festhalten, bis uns ein dauernder, ehrenvoller Friede gesichert ist. Weiter geht die Fahrt. Vor einem zerschossenen Dorf. Ich möchte nur wünschen, daß jene Kleingeister, die über jede Verordnung, die uns die eiserne Notwendigkeit des Krieges auferlegt, jammern und klagen, dieses Dorf sehen könnten. Vielleicht würden sie sich bessern. Es muß ein reiches, schönes Dorf gewesen sein, umgeben von blühenden Wiesen und wogenden Feldern, bis der grausame Krieg es mit eiserner Faust in Schutt und Asche verwandelte. Äcker und Wiesen sind durchwühlt von Schützengräben und Granatlöchern. Und so ist die Gegend die ganze Front entlang. Frankreich wird auf viele Jahre hinaus außer Stande sein, seine Bewohner zu ernähren. Wir sind am Endziel unserer Fahrt angelangt. Der Zug sammelt sich, und schweigend geht es in dem Dunkel der Nacht dem Feinde entgegen. Vorn an der Front steigen Leuchtkegel zum nächtlichen Himmel, alles für Sekunden taghell beleuchtet. Nach kurzem Marsch sind wir an der Einstiegstelle des Laufgrabens angelangt. Jedem Manne werden noch zwei schwere, hölzerne Läden, die vorne benötigt werden, mitgegeben.

Wir befinden uns im Laufgraben. Endlos lang zieht er sich hin. Die Holzläden machen einem ordentlich warm. Trotz der Abendkühle rinnt der Schweiß in Strömen. Die dritte und zweite Linie wird passiert, und endlich sind wir am vordersten Graben angelangt. Da und dort steht ein Posten und hält Wacht. Unbeweglich steht er da, den Blick ständig auf die gegenüber liegende Front gerichtet. So halten die Tapferen schon viele Monate, bei glühender Hitze, bei schneidender Kälte und im Regenschauer Wacht, furchtlos dem Tod ins Auge schauend. Am liebsten möchte ich ihnen die Hand drücken zum Dank für die zahllosen Stunden, die sie für uns gewacht haben, damit wir in der Heimat ruhig schlafen können.

Und diese Schützengräben! Fürwahr, eine eiserne Mauer, an der sich die Gegner ihre Köpfe einrennen können. Jedes Stück Graben eine kleine Festung. Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Wir legen unsere Rüstung im Unterstand ab. Zehn bis 15 Meter unter der Erde sind die Räume, in denen unsere Feldgrauen ihre dienstfreie Zeit verbringen. Die ganzen Anlagen der Minen, Stollen und Unterstände erinnert mich an die Beschreibung der Katakomben der ersten Christen. Wir beginnen nun unsere Tätigkeit. Tief unter der Erde werden Gänge und Galerien gegen die feindliche Front vorgetrieben. Eine schwere Arbeit in den feuchtkalten Gängen bei dem harten Gestein. Dabei ist man keinen Augenblick sicher, vom Gegner, der uns entgegen arbeitet, in die Luft gesprengt zu werden. Nach mehrstündiger angestrengter Tätigkeit haben wir das vorgeschriebene Maß los gemeißelt und in Säcke eingefüllt, die nun hinauf befördert werden müssen. Es ist das keine leichte Arbeit bei den niederen Stollen, in denen man nicht ganz aufrecht gehen kann. Endlich ist die Hauptarbeit geschehen. Wir können einige Stunden ruhen. Ich sehne mich nach Licht, Luft und Sonne. Auf einem kleinen Bänklein im Schützengraben nehme ich platz und lasse mich von den wohlthätigen Strahlen der Sonne wärmen. Meine Gedanken wandern heim. Heute feiern sie daheim Fronleichnamstag. In aller Frühe krachen schon Böllerschüsse. Fleißige Hände schmücken die Straßen, durch die der Weltheiland zieht. Der Duft von jungen Birken und frischem Gras, vermischt mit Weihrauch, erfüllt die Luft. Die weihevollte Stille des Morgens wird nur unterbrochen von den Gesängen und Gebeten der Gläubigen. Über dem Ganzen liegt die weihevollte Stimmung des Tages. Mächtig läßt die „Pummerin“ ihre Stimme ertönen. Im Geiste sehe ich die Prozession an mir vorbei ziehen. Fronleichnamstag war mir eines der liebsten Feste. Und heute? Es krachen auch Schüsse; aber nicht aus friedlichen Böllern, sondern Tod und Verderben bringende Granaten und Minen. Statt frommer Gesänge hört man das Brummen und Surren feindlicher Flieger. Fast habe ich Heimweh ... Aus meinem Sinnen wecken mich plötzlich Töne wie aus der Heimat. Eine Lerche steigt mitten in den feindlichen Linien empor, um dem höchsten Herren der Heerscharen ihr Morgenlied zu bringen. Hab Dank, du kleines Vögelein, für dein Lied, dem ich als Knabe schon mit Wonne gelauscht habe; hab Dank für dein Lied aus der Heimat. Lange sehe ich ihr nach, und als sie schon längst im blauen Äther verschwunden ist, höre ich noch immer ihr Lied.

Die Gegner fangen wieder an, unseren Graben zu beschießen. Als ein Paar so kleine „Dinger“ ziemlich nahe einschlagen, ziehe ich mich lieber in den Unterstand zurück, um dort ein wenig zu schlafen, soweit es bei der vielen Störung durch Ratten und Mäuse möglich ist. Früher hätte ich es nicht geglaubt, daß man in einem solchen Raum auf bloßen Brettern so prächtig schlafen könnte. Ja, im Kriege lernt man alles! Als es wieder dunkelt, entlee-

ren wir noch die Sandsäcke vor den Schützengräben. Es ist keine ganz ungefährliche Sache, bei der es viel auf die Flinkigkeit ankommt. Auch diese Arbeit geschieht ohne Unfall. Wir rüsten uns zum Heimmarsch. Als wir den Laufgraben verlassen, schicken uns die Herrn Engländer noch „Liebesgaben“ nach, die uns aber nicht schaden. Auf der Heimfahrt schlafen wir im Wagen „vierter Güte“ besser als mancher Reisender im komfortabelst ausgestatteten Schlafwagen. Früh morgens halb 3 Uhr erreich ich wieder wohl behalten mein Quartier.

### *Luftkampf zwischen einem deutschen und englischen Flieger*

Es ist Vormittag. Ich sitze in meinem Zimmer und schreibe Briefe. Von Ferne ist ununterbrochen dumpfer Kanonendonner zu hören. Der Mensch kann sich an alles gewöhnen, und so stört mich auch das Brummen nicht mehr, im Gegenteil, es geht mir etwas ab, wenn es aufhört. Da plötzlich

höre ich in nächster Nähe Schrapnells platzen. Sollten die Herrn Engländer uns im Quartier mit „Liebesgaben“ versehen? Ich eile hinaus, um zu sehen, was es gibt. Da höre ich das Surren von Propellern und entdecke hoch in den Lüften zwei Flugzeuge. Ein Engländer verfolgt einen deutschen Flieger. Hart ist ihm der Engländer auf den „Fersen“. Endlich verschwindet der Deutsche in einer Wolke. Schon glaubt der Engländer, ihn in die Flucht geschlagen zu haben, und kehrt um. Da stürzt plötzlich eine deutsche „Taube“ auf ihn los. Er wird doch nicht ...? Der kleine David gegen einen Goliath! Im gleichen Größenverhältnis schien mir die kleine Taube gegen das englische Panzerflugzeug zu sein. Tollkühn stürzt sie sich auf den



*Flieger in der Luft 1914.*

Engländer. Schon hört man das unheimliche Knattern des Maschinengewehrs. Da plötzlich schlägt aus dem Benzinbehälter des Engländers eine Feuergarbe heraus. Er muß jetzt stürzen; Doch feuert er noch immer auf seinen Angreifer. Dieser umkreist sein Opfer immer wieder. Da, ein zweiter Feuerstrahl vorne am Propeller. Wie ist es denn möglich, daß er sich noch halten kann? Unentwegt wird er von der Taube umkreist. Aufregende Momente. Alle Augenblicke glaubt man, müsse einer der beiden abstürzen. Der Engländer sucht nun sein Heil in der Flucht, immer verfolgt von dem Deutschen. Unaufhörlich knattern die Maschinengewehre. Endlich scheint der Engländer doch, kampfunfähig zu sein. Sein Propeller hört auf zu surren, und langsam geht er im Gleitflug nieder. Wird er seine Front noch erreichen? Doch der Deutsche läßt es nicht zu. Plötzlich taucht er hart vor ihm wieder auf. Der Engländer muß landen und wird gefangen. Erleichtert atmen wir Zuschauer auf. Wer hätte gedacht, daß die kleine Taube das starke Panzerflugzeug bezwinge! Lange mußte ich noch über diesen Zweikampf nachdenken. So – hoffe ich – wird es noch allen unseren Feinden ergehen. Wenn sie auch glauben, uns durch ihre Größe und Zahl zu erdrücken, der kleine David wird sich des Goliaths wie in diesem Luftkampf bemächtigen und sich seiner fünf Kieselsteine gehörig zu bedienen wissen.

### *Bilder aus dem Felde*

Neben unserem Quartier, in einem kleinen Häuschen, wohnt eine ältere Frau, die gegen geringe Entschädigung uns Soldaten die Wäsche besorgt. Mir fiel das blasse, abgegrämte Gesicht der stillen Madame schon öfters auf. Als sie wieder einmal meine Wäsche brachte und ich sie entlohnt hatte, unterhielt ich mich mit ihr, soweit es eben die Verschiedenheit der Sprache zuließ. Ich erfuhr nun, daß ihr Mann und ihre zwei Söhne seit Kriegsbeginn im Felde stehen. Seit dem Abschied hat sie keine Nachricht mehr von ihnen. Ihr schönes großes Anwesen wurde in Schutt und Asche verwandelt, und sie mußte notgedrungen flüchten.

Was hat diese Frau in diesem Krieg schon durchgemacht! Ehemals eine reiche, angesehene Bäuerin, die ein glückliches Familienleben führte, und nun muß sie sich heimatlos, durch ihrer Hände Arbeit kümmerlich ernähren. Wer weiß, ob ihre Angehörigen noch am Leben sind!

Wenn auch unseren Lieben in der Heimat manches schwere Opfer durch den Krieg auferlegt wird, sie können sich doch glücklich schätzen, daß unser Boden vom Feinde verschont blieb.

Ich mache abends mit einem Kameraden einen Spaziergang durch unser

Ortsquartier. An einem Hause sehe ich eine Tafel mit der Aufschrift: „Petit Journal“. Ich vermutete dort eine Druckerei, die Herstellung einer Schützengrabenzeitung. Aber ich fand von der ehemaligen Druckerei gar nichts mehr vor. Doch zu hören bekam ich etwas. Im hinteren Zimmer sangen die dort einquartierten Feldgrauen vierstimmig ein deutsches Volkslied. Unwillkürlich zog es mich an. Wer beschreibt meine Freude, als ich unter den Sängern einen guten Freund aus München traf, den ich schon lange Zeit nicht mehr gesehen hatte. Das Wiedersehen wurde natürlich freudigst gefeiert und gebührend besungen. Das deutsche Lied hatte uns im Feindesland zusammengeführt.